

ARIE GORAL-STERNHEIM

*Impressionen einer westfälischen Kindheit*<sup>1</sup>

*Anna*

Zentrum der Tage der Lemgoer Kindheit war das alte Haus in der Papenstraße. Ich stehe wieder vor der großen Tortür, recke mich, um den metallenen Türklopfer zu fassen. Durch die große Diele, in der die mächtige Holztruhe stand, dröhnte es gewaltig, wenn jemand den Türklopfer schlug und Einlaß begehrte. Befand ich mich einmal allein in der dämmrigen Diele und saß, vor mich hinträumend, auf der Truhe, schwoh das Dröhnen zu einem das Kind in Schrecken versetzenden Donner an. Wenn Anna Wäsche faltete und für die Truhe zusammenlegte, wobei ich, Leinenstücke und Laken haltend, helfen durfte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und schlug, zur Verwunderung Annas, einen der metallenen Truhengriffe gegen das Holz, um, im Beisein und Schutz Annas, zu erproben, ob das Dröhnen auch aus der Truhe käme, aber nein, nichts davon. Anna, die Magd, der ich die gefaltete Wäsche zureiche und die sie in die Truhe legt, Anna, die Hüterin, die Betreuerin, die mich abends wusch und zu Bett brachte, das Nachtgebet mit mir sprach und dann das Licht löschte, Anna, die mich morgens weckte, mir das Frühstück bereitete, und die warme Milch aus der porzellanenen Kuh mit dem Bild von Lemgo in meine mit meinem Namen Walter verzierte Tasse eingoß, Anna war der gute Engel meiner Kindheitstage in Lemgo. Anna war es auch, die den durch meine Schuld zerbrochenen Krug meines Waschgeschirrs wieder so kitten ließ, daß Tante Lina, die auf Ordnung hielt, nichts vom Malheur merkte. Anna, die wahrhaft fromme und gütige Christin, die, obwohl es ihr Tante Lina und Onkel Adolf verboten hatten, mich mit in die St. Nicolai-Kirche nahm, wo sie zwischen Besorgungen für ein stilles Gebet niederkniete, während der Knabe die goldenen und farbbunten Heiligenbilder und den Altarprunk, die ihm fremd waren, voller Neugier und Staunen bewunderte. Ähnliches gab es nicht in der kleinen Synagoge. Diese verbotenen Kirchenbesuche blieben ein streng gewahrtes Geheimnis, das nur Anna und mich anging.

Ich hatte einen Freund, der hieß Werner Lange. Einmal sagte er, ich sei doch ein Jude, das hätte ihm seine Mutter gesagt. Daß ich einer sei, das wäre

---

1 Aus: Arie Goral-Sternheim: *Jeckepotz. Eine jüdisch-deutsche Jugend 1914-1933*. 2., unveränderte, um ein Vorwort erweiterte Aufl. Hamburg 1996.

nicht so schlimm, aber die Juden hätten doch den Herrn Christus ans Kreuz genagelt, darum dürften wir nicht mehr in die Kirche kommen, sondern müßten in die kleine Synagoge in der Neuen Straße gehen, die aber zur Strafe keinen Kirchturm habe. Als er das sagte, dachte ich an das Geheimnis, das Anna und ich bewahrten.

Tage der Kindheit im Lemgoer Sommer: An der Hand Annas gehe ich einen Pfad über den Biesterberg. Es galt, in einem Nachbardorf eine Schneiderin aufzusuchen. Ich pflücke einen Blumenstrauß für Tante Lina: Margeriten, Butterblumen, Kornblumen und Mohn. Auf dem Heimweg mahnt Anna. „Komm, es wird spät“. Ich war müde, und eine Wegstrecke trägt sie mich huckepack. Ich meinte immer, es seien die Hasen, die bisweilen über den Weg hoppelten, die dem Hügel den Namen *Biesterberg* gaben. Aber er hieß ja wirklich und heißt auch heute noch so.

Und dann war im Lemgoer Wald die aus Holzbalken gefügte *Teufelsbrücke*, auch *Lügenbrücke* genannt. Sie lag auf dem Weg zur *Schönen Aussicht*, einem beliebten sonntäglichen Ausflugsort. Der Weg führte vorbei an *Steinmeiers Mistkuhle*. Tante Lina verkündete: Die Brücke, die über einen Hohlweg führte, bräche zusammen, wenn sie einer betrete, der in der vergangenen Woche gelogen habe. Alle gingen hinüber – Onkel, Tante, Berty und Ilse – hatte doch keiner gelogen. Zuletzt waren Anna und ich an der Reihe. Aber Anna folgte der Aufforderung nicht, mich allein über die Brücke gehen zu lassen. Resolut nahm sie mich fest bei der Hand. Sie hatte bestimmt nicht gelogen – und so gelangte auch ich über die Brücke, ohne daß sie zusammenbrach.

Anna sah ich nie wieder, aber wir wechselten in den sechziger Jahren einige Briefe. Sie sandte mir einen Zeitungsausschnitt vom 12. Oktober 1967 mit einer Aufnahme der Lügenbrücke, und der Ankündigung, daß sie abgebrochen werden solle, um Raum für einen Parkplatz zu haben. Darüber sind nun auch schon wieder viele Jahre vergangen. Doch noch etwas blieb mir aus der frühen Kindheitszeit in Lemgo. Seltsam, es ist das einzige Erinnerungsstück an meine Kindheit, das ich in all den Jahrzehnten bewahrte auf allen Irrfahrten. Es ist ein vergilbter Brief Annas vom 28. Dezember 1917 [...]

Mein lieber Walter!

Vielen Dank für die schöne Weihnachtskarte, die Du mir geschickt. Es freut mich, daß Du noch an mich denkst, auch ich denke täglich an Dich. Wenn Du jetzt noch hier wärst, könntest Du rodeln, wenn wir beide dann Samstag zum Biesterberg gingen, setzten wir uns auf den Rodelschlitten, dann ginge es wie noch nie auf unser Lager zu. Du weißt ja noch wohl, daß es bis zum Getreidelager immer bergab geht, dann bräuchtest Du nicht so zu schwitzen wie vorigen Sommer.

Am Sonntag war ich nach Heerserheide, weißt Du, wo wir mal die Birnen weg holten, Ilse, Du und ich, wo Du immer so Spaß hattest mit der kleinen Katze. Du setztest sie ja immer auf den Apfelbaum.

Kürzlich hatte sich das kleine Kätzchen beide vordere Füßchen abgesprungen, jetzt kann sie nicht mehr so lustig springen. Am zweiten Weihnachtstag war ich zu meiner Schwester, da warst Du ja auch mal mit hin, eines Sonntags, wie wir unterwegs die Margueriten pflückten. Weißt Du es noch, wie müde Du des Abends warst, als wir zu Hause kamen. Jetzt liegt dort der Schnee so hoch, daß, wenn wir beide jetzt mal hingingen, ich Dich auf den Rücken nehmen müßte, sonst bleibst Du stecken. Dein schönes Blumenbeet ist noch ganz verschneit. Dein Freund Walter Lange rodeln den ganzen Tag auf dem Freienhofe, weißt Du, die Straße nach Wehrmanns herunter, schade, daß Du jetzt nicht mehr hier bist, sonst könntest Du mitrodeln.

So lieber Walter! Weil soeben Dein Onkel Adolf nach Hause kommt und ich schnell das Abendessen aufbringen muß, will ich schließen, in der Hoffnung, daß es Dir und Herbert und Deiner lieben Mutter gut geht

es grüßt Euch alle

Anna

*Onkel Mo und Tante Flo*

In Rheda, dem Städtchen meiner Geburt, lebten Onkel Mo und Tante Flo. Sie bewohnten ein Haus mit einem Garten. Zu den Ferienfreuden gehörten auch einige Tage bei Onkel Mo und Tante Flo. Das Kind glaubte, die Tante heiße Floh, weil sie so zierlich war. Beide waren sehr würdige Erscheinungen und legten besonderen Wert auf gutes Benehmen des Kindes. Ihre beiden Söhne, beträchtlich älter als ich, kamen als Spielkameraden nicht in Betracht. Aber Onkel und Tante, beide patriarchalisch weißhaarig, nahmen sich für das Kind viel Zeit. Sie lasen ihm aus Märchenbüchern vor, gingen mit ihm spazieren und zeigten ihm das Haus, in dem es geboren wurde. Auch zeigten sie ihm das von einem Wassergraben umgebene Schloß.

Eines Tages machte das Kind in einer Nische des Treppenhauses eine Entdeckung, die es sehr beschäftigte. Gewiß war das Kind schon viele Male an der Nische vorbeigegangen, ohne das entdeckt zu haben, vor dem es nun und danach noch viele Male angestrengt schauend und sinnend stand. Es war eine steinerne oder aus Gips geformte Figur, die einen sitzenden Mann mit einem wallenden Bart darstellte. Was das besondere Staunen aber erregte, das waren zwei Hörner, die aus der Stirn des bärtigen Mannes hervortraten.

Mehrere Tage behielt das Kind die Entdeckung für sich. Es sann darüber nach, was die Hörner bedeuteten. Es brachte sie mit Fabelwesen aus Märchen und Sagen in Verbindung. Dann fragte es eines Tages Tante Flo, was es mit der Figur und den Hörnern auf sich habe. Tante Flo sagte, daß es Moses sei, und die Hörner seien das Zeichen seiner Weisheit und Würde.

Das Kind wagte nicht, Tante Flo zu sagen, daß es das nicht verstünde. Es blieb dabei, daß ich noch viele Male vor dem Mann mit dem wallenden Bart und den Hörnern auf der Stirn stand und mir sagte: So sah also Moses aus.

Ich brachte keinmal den Moses der Bibel mit Onkel Mo in Verbindung, weil nie von seinem vollen Namen Moses die Rede war. Tante Flora war Tante Flo; Onkel Moses war Onkel Mo. Etwa ein halbes Jahrhundert später, Onkel Mo und Tante Flo lebten schon lange nicht mehr, als ich zum ersten Male den Moses von Michelangelo im Original sah, kam mir die Figur in der Nische des Hauses in Rheda wieder in Erinnerung. Erst dann wurde mir der Sinn des „Haussymbols“ bewußt.

*Hau den Lukas, das Kälbchen und der Heldentod*

Onkel Sally war Viehhändler in Aplerbeck. Hinter dem Haus befand sich ein kleiner Stall, der gerade groß genug war für zwei Ziegen und ein Kälbchen. Für Großvieh reichte es bei Onkel Sally nicht. Ich zog oft mit ihm über Land, wenn er auf Viehmärkte ging oder einen Bauern aufsuchte. Das Kälbchen oder die Ziege führte der Onkel an einem Strick und ich ging hinterher, trieb mit einem Stecken oder einem Zweig das Vieh an. So zogen wir durch einen großen Wald, in dem wir rasteten. Onkel trug in einer Leinentasche eine Flasche Milch und eine Flasche Wasser, einen Kanten Brot und ein großes Stück Ziegenkäse. In einen Napf goß er Milch und mischte sie mit Wasser und gab dem Kalb zutrinken. Mit einem großen Klappmesser, um das ich ihn immer bewundernd beneidete, schnitt er auch mir von Brot und Käse ab. Die Milch tranken wir aus der Flasche. Wohl nie schmeckte Milch besser als auf einer solchen Rast im Wald. Hatten wir unser Mahl beendet, brachen wir auf und zogen weiter. Der Weg führte an Wiesen vorbei mit Margeriten, Dotterblumen und Wiesenschaumkraut.

Onkel Max war Bäcker. Seine Leidenschaft waren seine Brieftauben, die er züchtete. Er war ein wahrhaft starker Mann. Ich sah selbst, wie er einmal auf einem Jahrmarkt mit einer Hand und mit jedem Schlag zum Jubel der Umstehenden erfolgreich den Lukas haute. Man sagte von ihm, daß er in seiner Jugend ein großer Raufbold gewesen sei und es darum zu nichts gebracht habe. Tante Johanna, seine Frau, war gelähmt und saß in einem Lehnstuhl in der Wohnküche. Sie wohnten am Rande von Aplerbeck. Sie hatten eine Tochter, Berty, und zwei Söhne, Karl und Arthur.

Ich erinnere mich, daß eines Tages Onkel Max, Tante Johanna, Karl und Berty in der dunklen Wohnküche um den Eßtisch saßen und weinten. Es war an einem Nachmittag Anfang Mai 1918. Ein mir fremder Mann saß mit am Tisch und sprach ein hebräisches Gebet. Arthur war an der Westfront gefallen. Ich dachte an Vater, der Arthur ja noch kurz vorher besucht hatte. Auf dem Tisch lag ein Photo, auf dem Arthur abgebildet war, neben ihm ein älterer Soldat, der seinen Arm um Arthurs Schulter gelegt hatte. Dieser Soldat war Vater. Vater und Arthur waren aber kaum zu erkennen in ihren Uniformen, mit umgehängten Gewehren, Patronentaschen und Handgranaten im Gürtel. Zur Zeit der Todesmeldung war Vater aber schon an der Ostfront. Später befand sich auf dem Tisch in der Wohnküche ein Aschenbecher aus Glas, in den die Todesanzeige von Arthur mit einem Bild von ihm eingelassen war. Die Todesanzeige zierte auch ein Eisernes Kreuz. Im Text hieß es, daß Arthur den Heldentod für das Vaterland starb. Onkel Max, Tante Johanna und Berty kamen dann später in einem Vernichtungslager um. [...]

Die Ferienwochen bei den Verwandten in Aplerbeck waren wieder ganz anders als die Zeit in Lemgo. Das mag nicht zuletzt daran gelegen haben, daß damals Aplerbeck ein noch stiller Vorort von Dortmund war, und meine Leute, die Sternheim, in sehr bescheidenen, wenn auch nicht ärmlichen Verhältnissen lebten. Onkel Sally und Tante Bertha waren fromme Juden. Tante Bertha trug die den verheirateten Jüdinnen vom jüdischen Gesetz her vorgeschriebene Perücke. Onkel Sally ging zu Sabbatbeginn – also am Freitagabend – und zum Ausklang des Ruhetages in die jüdische Betstube, die in einem Hinterhof sich befand. Onkel Sally nahm mich mit. So war ich das einzige Kind unter diesen betenden Landjuden. Eine Synagoge hatten sie nicht. Die kleine Gemeinde war zu arm, und die junge Generation hatte sich von der religiösen Tradition gelöst. Onkel Adolf in Lemgo, der zwar Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde war, war in einer anderen Weise Jude, als es bei Onkel Sally zum Ausdruck kam. Streng orthodoxe Juden waren sie beide nicht. Onkel Adolfs Judesein war mehr deutsch assimiliert, während Onkel Sallys Judesein noch etwas vom alteingesessenen Jüdisch-Ländlichen an sich hatte.

### *Onkel Adolf und Tante Lina in Lemgo*

Aus Aplerbeck in Westfalen stammte Adolf Sternheim, mein Onkel, der Bruder meines Vaters. Ohne ein ihn verherrlichendes Phantombild zaubern zu wollen, kann gelten, daß er im wahren Sinne des Wortes ein Menschenfreund war, ein guter Mensch, jederzeit hilfsbereit und nach jüdischer Art wohlthätig. Um der Wahrheit und nicht um des Ruhmes willen muß es gesagt sein. Er war kein frommer Jude, aber er war sich seines Judeseins in vollgültiger Weise bewußt. Aber ebenso voller Überzeugung und Hingabe lebte er sein Deutschtum. Sein Judesein und sein Deutschtum waren eine untrennbare Einheit, das eine war ohne das andere für Adolf Sternheim nicht denk- und lebbar. Er war der typisch deutsche Jude, der als patriotischer Staatsbürger jüdischen Glaubens dem Prinzip der so qualvoll errungenen Emanzipation – und immer wieder hinausgezögerten, verwässerten und schließlich verratenen – dieser angeblich verbrieften und besiegelten Emanzipation vertraute und, wie er und so mancher deutsche Jude, darauf schwor, als Gleicher unter Gleichen zu gelten, um diesem Schwur dann bis ans bittere Ende die Treue zu halten.

Er und seine Frau Lina waren geachtete Leute in Lemgo. Sie gehörten zu den Honoratioren der Stadt. Der Jude Adolf Sternheim, Inhaber der weithin bekannten Getreidefirma STERNHEIM & ARCHENHOLD, war Vorsteher

der jüdischen Gemeinde von Lemgo. Er, der Jude Adolf Sternheim, gründete im Jahre 1911 das *Deutsche Rote Kreuz* von Lemgo. Er erhielt Orden und Auszeichnungen. Zurückhaltend und bescheiden wie er war, machte er nicht viel Aufhebens davon. Aber bei offiziellen Anlässen und Paraden trug er mit Stolz und Würde diese Ehrungen.

Ich, das sieben- oder achtjährige Kind, fand im Hause Onkel Adolfs und Tante Linas eine Bleibe, weil bei Mutter und in Hamburg große Not herrschte. Es war die Zeit der Hungerjahre in der Großstadt. Lemgo wurde für lange Zeit zum Zuhause, wo ich auch beim gestrengen Herrn Lehrer Deimann zur Schule ging.

Was mochte Onkel Adolf dazu bewogen haben, 1911 in Lemgo das Rote Kreuz zu gründen? War diese Gründung so etwas wie eine Symbolhandlung einer nicht vollzogenen Konversion? Ein Akt, bei dem er Deutscher sein und Jude bleiben konnte? Was mochte es gewesen sein, daß er zuließ, ja, ausdrücklich veranlaßte, daß der Knabe zum Bahnhofplatz mitkam, wenn in den späten Kriegsjahren Verwundetentransporte eintrafen? Er soll nur mitkommen und mithelfen, sagte er. Meine Hilfe bestand darin, daß ich ein Henkelkorbchen mit einigen Tassen in der einen und eine Blechkanne mit Tee in der anderen Hand trug. Diese kindliche Hilfe konnte nicht der einzige Grund gewesen sein, dazu war das Geschehen zu grauenhaft, um der Handreichung einer Tasse Tee willen das Kind diesem Anblick des Schreckens auszusetzen. Oder war es gerade das, was in der Absicht Onkel Adolfs lag? Sollte das Kind, dessen Vater im Krieg war, durch den Anblick der blutigen Verbände und das Mitanhören des Stöhnens und der Schmerzensschreie der Verwundenen die Wirklichkeit erfahren? War es der Erzieher in ihm, der wollte, daß das Kind so frühzeitig die volle Wahrheit über den Krieg erfuhr? Wollte er, daß ich an Vater denke, der an der Front war und auch verwundet werden konnte? Angesichts der Schwerverwundenen auf Tragbahnen, die mit hastiger Vorsicht in ein Rote Kreuz-Auto gehoben wurden, überkamen mich Furcht und Schrecken. Schutz suchend, klammerte ich mich an Onkels Hand, mit der er mir über den Kopf strich und mir auftrug, einem Sanitäter oder einer Krankenschwester eine Tasse Tee zu bringen. Ob es nun um die Versorgung eines um Hilfe rufenden Verwundenen, um den Weitertransport in ein Lazarett, um den Einsatz von Sanitätern und Rote Kreuz-Schwestern ging, an solchen Tagen, an denen Onkel Adolf den Abtransport der Verwundenen dirigierte, gekleidet in die Sanitäteruniform, am Koppeltasche die Sanitätertasche und auf dem Kopf die weiße Sanitäterschirmmütze, an solchen Tagen bewies er die unantastbare Gültigkeit seiner Autorität, der er durch weithin hörbare Kommandorufe Ausdruck gab und durch richtungsweisende Gesten noch unterstrich. Auch dem ihn bewundernden Knaben wurde bewußt, daß von ihm

ordnende Ruhe ausging, der sich alle Helfer und auch die Verwundeten anvertrauten. Aber nie habe ich erfahren, hatte auch nie Gelegenheit, ihn danach zufragen, warum er das Kind mit diesem blutenden Leiden konfrontierte.

### *Kaiser-Bazar*

KAISER-BAZAR, konnte es einen imposanteren Namen für das Kind geben? Der Kaiser ging, der Name blieb. Aber in den Tagen der Kindheit, da ich in den Sommerferien oft nach Lippstadt zu Besuch kam, prangte der Name in großen Lettern über der Eingangstür des kleinen Warenhauses, das im Parterre Haushaltwaren und in der oberen Etage Heiligenbilder und Spielwaren anbot. Das Treppenhaus führte zur dritten Etage des Hauses, in der sich die Wohnung befand. Wie es zu dem Namen kam und warum er auch noch in den Jahren der Weimarer Republik blieb, bis Onkel Hermann und Tante Meta das Geschäft aufgeben mußten, weiß ich nicht. Onkel Hermann war gewiß kein Monarchist. Er war Soldat im Krieg gewesen. Vielleicht hielt er durch Beibehaltung des Geschäftsnamens als deutscher Jude dem obersten Kriegsherrn, dem er gedient hatte, die Treue?

Von der Bahn abgeholt wurde ich von Onkel, von Vetter Ernst, von der Kusine Dora und vom Hündchen Fifi. Es war nicht weit bis zum Haus Ecke Lange Straße, Luchternstraße. Tante Meta war im Laden mit Kundschaft beschäftigt. Onkel und Tante waren Menschen von der Art, wie es sie unter den Juden in kleinen Städten Westfalens und im Lippischen viele gab, liebenswert lebensfrohe und gastfreundliche Leute. Tante Meta, eine herzengute Frau, war zwar etwas scharfzüngig, was aber ihrer strammen Fülligkeit und dem Hang zu dunklem Schnurrbartansatz durchaus entsprach. Ihre bisweilen kommandierende Stimme war im Geschäft unüberhörbar. In gewisser Hinsicht führte sie das Regiment. Souverän und ohne viel Worte behauptete sich dagegen Onkel Hermann. Wenn es ihm zuviel wurde, retirierte er in sein Kontor und widmete sich den Geschäftsbüchern. Onkel Hermann war Vorsteher der kleinen jüdischen Gemeinde, die am Markt in einem Hofgebäude ihre Synagoge hatte. Er leitete auch den Gottesdienst, und mit seinem schönen volltönenden Baßbariton erfüllte er auch die Aufgaben eines Kantors. Der Haushalt wurde nicht koscher geführt, aber es wurde strikt auf Einhaltung und festliche Begehung der jüdischen Feiertage gehalten.

Im Laden herrschte Tante Meta. Rechts von der Eingangstür befand sich der Packtisch und daneben die Kasse, hinter der Tante thronte. Von dort aus dirigierte sie den ganzen Laden, soviel Kundschaft – und besonders an



Markttagen – sich auch in ihm aufhalten mochte. Zu mehr als einer Verkäuferin reichte es nicht. So wies sie die Verkäuferin an und redete gleichzeitig mit der Kundin. Es war ein überwältigendes Ein-Personen-Theater: „Liebe Frau, kennen Sie schon die neue Seife, ganz neu, wie sie schäumt, Fräulein, zeigen Sie der Dame einmal die neue Seife. Zeigen Sie auch der Dame den neuen Gasanzünder, geben Sie mal, also den benutzt man so. Ich sage Ihnen, die Seife ist ein Gedicht. Fräulein, packen Sie der Dame zwei Stück ein.“

Die Spielwarenabteilung war in den frühen Kindheitstagen ein immer wieder verführendes Paradies, angefüllt mit Baukästen, Eisenbahnen und Kasperletheatern. Aber die große Verzauberung kindlichen Bewunderns kam auf vor der Wand mit den so seltsamen und wunderlichen Menschengestalten. Denn von der Wand herab schauten auf das sinnend emporschauende Kind Erscheinungen, die es dem Namen und der Bedeutung nach nicht kannte, die aber bei jeder neuerlichen Begegnung einen immer wieder erregenden und unauslöschlich bleibenden Eindruck hinterließen. Noch viel später, als ich wußte, daß es sich um billige Heiligenbilder in Buntdrucken handelte, blieb noch ein Rest von jener scheu erwartungsvollen Bewunderung, die vor so langer Zeit von jenen Lichtgestalten ausging, die, auf ihre blutenden Herzen mit dem Zeigefinger weisend, in einer Strahlengloriole auf zum Himmel schwebten.

An Jahrmarktstagen schaukelte über der auf dem Platz versammelten Menschenmenge ein himmelhoch gespanntes Seil, über das, mit der Balancierstange wippend, ein Seiltänzer im bunten Kostüm glitt, während vom Turm der Marienkirche dumpfe Glockenschläge ertönten.

Das burgartige, Anfang dieses Jahrhunderts gebaute, architektonisch skurrile, wie ein Bürgerschloß der Gründerjahre verschnörkelte, zwischen Giebeln und Erkern vielwinklige, stuckumrankte Haus hatte im Hof eine Remise, in der eine klapprige, längst ausgediente Kutsche stand. Dieser Abstellschuppen für die von Holzwolle überquellenden Kisten und Kasten des Kaiser-Bazars, dieses in der brütenden Hitze des Sommers nach Wald und Wildnis riechende Labyrinth, immer wieder verlockend zum Versteckspielen, Haus, Remise und der Kaiser-Bazar existieren nicht mehr. Über dem Hauseingang in der Luchternstraße stand eingemeißelt: WER DA BAUET AN STRASSEN UND GASSEN – MUSS DIE LEUTE REDEN LASSEN. Tante und Onkel wurden 1941 von Recklinghausen aus deportiert. Dora und Ernst emigrierten nach Palästina. Von Kusine Dora wird berichtet, eine Freundin hatte im Religionsunterricht von der Kreuzigung Christi gehört und sagte daraufhin zu Dora: Mit dir spiele ich nicht mehr, ihr habt unsern Herrn Jesus ans Kreuz geschlagen. Darauf antwortete Dora: „Gar nicht wahr, das waren nicht wir, das waren die Cohns aus der Judengasse.“

### *Das Prinzip Kibbuz*

*... und in den Ideologien jüdischer Sozialisten leben uralte messianische Träume fort. Aus: Cheruth, eine Rede über Jugend und Religion von Martin Buber (1918)*

Mitte der zwanziger Jahre bestand in der Umgebung von Hameln in nah bei gelegenen Dörfern ein landwirtschaftliches Ausbildungszentrum für junge Juden. In Aerzen, Lügde, Griessem, Holzhausen, auf Einzelhöfen in und bei Bad Pyrmont arbeiteten Jungen und Mädchen, die aus jüdischen Jugendbünden kamen, um als Arbeiterinnen und Arbeiter die Landwirtschaft zu erlernen. In Deutschland gab es damals mehrere solcher Ausbildungszentren, eines davon auf dem Hof eines jüdischen Gutsbesitzers in Westpreußen. Ein anderes Zentrum befand sich in der Nähe Berlins. Anfang der dreißiger Jahre leitete ich eine Ausbildungsgruppe auf einem großen Gutshof von etwa 5.000 Morgen, der zwischen Breslau und der polnischen Grenze lag. Zum Pflügen zog man mit 12 Gespannen aufs Feld. Dieses Gut Groß Breesen gehörte einem jüdischen Gutsbesitzer, der in Polen lebte. Dort arbeiteten hauptsächlich polnische Saisonarbeiter. Anfang der dreißiger Jahre gelang es unserer Chaluzbewegung, auf dem Gut Ausbildungsgruppen unterzubringen. Durch diese Einrichtung des *Hechaluz* erhielt Groß Breesen nach 1933 eine Zeitlang eine gewisse Bedeutung für diejenigen, die über die Berufsumschichtung noch nach Palästina gelangten. Einem großen Teil aber gelang die Emigration nicht mehr. In Hameln arbeiteten wir auf kleinen oder mittleren Höfen, etwa zwischen 80 und 200 Morgen groß. Im Winter fuhren wir Holzstämme aus naheliegenden Wäldern. Unter uns war auch ein Junge, Jupp, der bei einem Schmied lernte, bekannt für seine Kraft und Geschicklichkeit war, Pferden die Hufe zu beschlagen und Pflüge zu reparieren. Gewiß war der Beginn einer solchen Lehre für uns, die wir aus Städten kamen und schwere körperliche Arbeit nicht kannten, nicht so einfach zu bewältigen. Die Blasen an den Händen, die uns anfangs Qualen bereiteten, wurden zu Schwielen. So lernten wir eine Sense zu dengeln, Klee mit der Sense und mit dem Grasmäher Wiesen für das Heu zu schneiden. Wir lernten, Heu- oder Kornfuhrer auf Leiterwagen zu schichten und mit Balken und Tau so zu binden, daß sie unterwegs auf holprigem Feldweg nicht abrutschten.

Es ist ganz natürlich, daß zu Beginn manches schiefging. Die Bauern und Bäuerinnen haben fast immer große Geduld gegenüber unserer anfänglichen Unbeholfenheit bewiesen. Ich erinnere mich noch, wie schämlich meine ersten Melkversuche von einem Tritt der am Euter malträtierten Kuh beendet wurden. An einem meiner ersten Arbeitstage ging es frühmorgens mit dem

Bauern aufs Feld. Er pflügte und gab mir einen Drahtkorb: „Na, nu Sammel man scheun die Wotteln“. Unter Wurzeln verstand ich Karotten, fand aber keine, trottete so, Ausschau nach ihnen haltend, in der Furche hinter dem pflügenden Bauern her, der sich aber nicht nach mir umsah. Hinter dem pflügenden Bauern lief der Hofhund, der professionell gekonnt die freigelegten Feldmäuse schnappte und verschlang. Mir taten zwar die fiependen Tierlein leid, bewunderte aber gleichzeitig den Spürsinn und den Appetit des Hundes. Wenn ich auch keine Karotten fand, so war ich doch recht vergnügt und fand alles herrlich: den klaren Herbstmorgen, den pflügenden Bauern, den die Mäuse knackend zerbeißenden, dann verschlingenden Bello. Nach zwei Runden fragte der Bauer: „Na, wo hest de Wotteln laten?“ Ich: „Tschä, ick heff keen funnen.“ Er sah mich verduzt an, sagte dann nur: „O mien Gott“ und zeigte mir dann „die Wotteln“, nämlich die Queckenwurzeln, die ich dann auch fleißig einsammelte. Doch blieb es bei dem Bauern geflügeltes Wort, wenn ich etwas nicht fand oder verlegt oder falsch verstanden hatte: „Na, Nest dien Wotteln noch nich funnen?“

Eine dramatischere „Begiebenheit“ – der Vater vom Bauern nannte jedes von der Gewohnheit abweichende Ereignis eine „Begiebenheit“ – ereignete sich auf meiner zweiten Stelle. Der Hof lag am Rand von Bad Pyrmont. Der Bauer fuhr für die Kurverwaltung Sole und Milch. Die Sole fuhr er; die Milch fuhr ich. Ich holte auch die Milch von einem Nachbarhof, zusammen waren es vier große Metallkannen. Der Bauer legte Wert darauf, daß ich mich „adrett“ anzog, wenn ich zur Kurverwaltung die Milch brachte. Eines Tages geschah es: Das rechte Vorderrad prallte gegen einen Kantstein, die Pferde gingen durch, der Wagen kippte um, der Inhalt der Kannen ergoß sich auf die Straße. Mitleidige Passanten hoben mich hoch, der in einer Milchpfütze benommen auf dem Pflaster lag. Ich war tief beschämt und ging so, nachdem man mir geholfen hatte, die Kannen einzusammeln und den Wagen auf die Straßenseite zu schieben, zum Hof. Der Bauer stand am Hoftor und sagte: „Na, büst ook dor, de Peer sünn all im Stall“. Sie hatten den Weg auch ohne mich gefunden. Das Malheur hätte schlimmer ausgehen können. Mir genügte schon, daß am Vorderrad des Wagens zwei Speichen ausgebrochen waren und auch die Milch weg war. Aber es gab keinen Krach, man lachte sogar, machte sich lustig über meine Kutscherei – sonntags fuhr ich oft Kurgäste in einem Landauer in die umliegenden Wälder –, und für den Alten war die ganze Angelegenheit wieder einmal eine „Begiebenheit“.

Ich kann mich an keinen Fall erinnern, daß es wegen solcher oder ähnlicher Pannen je zu einem ernsthaften Krach kam oder daß einer von uns gar einen Hof verlassen mußte. Es kam auch nie zu einem antisemitischen Zwischenfall. Ich spreche von der Zeit Mitte und Ende der zwanziger Jahre. Un-

ser Leben bei den Bauern, die alle wußten, daß wir Juden waren und jüdischen Jugendgruppen angehörten, die ihre Mitglieder zur Berufsumschichtung und zu einem Leben in Palästina erzogen, verlief ohne jede Komplikation. Es gab Bauern, die Juden als Lehrlinge oder Arbeiter nicht haben wollten. Im Dorf waren auch Bauernsöhne, die der SA angehörten. Wir wußten, daß die uns nicht mochten, was ja auf Gegenseitigkeit beruhte. Im übrigen waren wir ihnen körperlich gewachsen und standen ihnen nicht als einzelne, sondern als betont solidarische Gruppe gegenüber. So galt ein *Modus vivendi*: Man ging sich aus dem Weg. Außerdem war die mögliche Begegnungs- oder Konfrontationsstätte, die Dorfkneipe, für uns ein Tabu: Wir besuchten sie nicht und tranken ja auch kein Bier. Unser Leben bei den Bauern war nicht völlig problemlos und war auch keineswegs eine völlig „heile Welt“; aber wo war das Leben eines Juden in Deutschland, setzte er sich kritisch mit seiner Umwelt auseinander, in jener Zeit noch problemlos und konnte für ihn eine „heile Welt“ sein?

Ohne im nachhinein jene Zeit meines Lebens zu romantisieren, berichte ich allein, wie es alltäglich zuging, als wenn ich darüber berichten sollte, wie es auf den Höfen roch, nämlich nach Kuhstall, Mist, altem Stroh und jungem Heu, je nach Jahreszeit. Gewiß waren wir für manche Bauern, besonders für die bei ihnen lebenden Alten, etwas exotisch. Sie unterhielten sich, wenn Gelegenheit war, gern mit uns. „Nu vertell mol, wie is dat to huus?“ So manches, was später in Deutschland und durch Deutsche uns Juden, die wir ja auch Deutsche waren, geschah, ist nur zu verstehen, wenn es überhaupt zu verstehen ist, erfuhr man und wurde sich dessen bewußt, wie grotesk die Vorstellungen dieser Menschen vom Leben der Juden waren, soweit sie überhaupt auch nur einigermaßen wirklichkeitsnahe Vorstellungen hatten. Aber zu manchen Bauernfamilien hatten wir ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis. Da war der Bauer Meier in Aerzen. Auf dessen Hof waren wir wie zu Hause. Unsere abendlichen Treffen nach der Arbeit fanden meistens bei ihm in der Küche statt. Es waren oft weite Wege, die wir zurücklegen mußten, und mancher von uns kam erst kurz vor Mitternacht wieder auf seinem Bauernhof an. Aber unsere Lernabende waren uns ebenso wichtig wie die Arbeit. Der Bauer Meier blieb an manchen Abenden noch eine Weile in der Küche, um sich mit uns zu unterhalten. Aber er hatte auch besonderes Glück mit unserem Kameraden Kurt Maier aus Köln. Er war wohl der beste Arbeiter von uns allen. Ich will nicht sagen, daß er den ganzen Hof schmiß, aber der Bauer ließ ihn schalten und walten. Dabei war Kurt nicht einmal ein Hüne. Bauer Meier war ein Koloß gegen ihn, aber etwas träge, während Kurt ein besessener Arbeiter und immer guter Laune war. Die alte Frau Meier, die Mutter vom Bauern, umsorgte „Kurtchen“, als wäre er ihr Sohn.

Das damals bestehende Ausbildungszentrum bei Hameln entwickelte sich zu einem Gemeinschaftszentrum im Sinne der Kibbuzbewegung. Wir erzogen uns zu einem Leben in der gesellschaftlichen und sozioökonomischen Gemeinschaft, die auf dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe und Gleichheit der Rechte aller Mitglieder beruht, aber nicht als Dogma einer Zwangskommune oder eines Wirtschaftskollektivs, sondern auf der Basis der freiwilligen Entscheidungen des einzelnen. Es war die Idee und das Ideal eines Lebens in der Gemeinschaft. Natürlich konnten wir das nicht völlig in die alltägliche Praxis umsetzen, da wir ja als Arbeitende auf den Höfen, die zum Teil auch weit voneinander entfernt lagen, abhängig waren. Aber das Verhältnis zueinander unter uns war bestimmt von diesem Gemeinschaftsgefühl. Diese geistige Haltung prägte jeden, der diesem Zentrum einmal angehörte, für sein ganzes Leben. Wir hatten auch eine gemeinsame Kasse, in die der geringe Lohn, den ein Knecht oder eine Magd damals erhielt, eingezahlt wurde. So hatten wir auch eine Bibliothek und eine Kleiderkammer. Was der einzelne von Fall zu Fall dringend benötigte, wurde aus der gemeinsamen Kasse bezahlt.

Wir lebten damals etwas voraus, was heute frustrierte Jugendliche durch Flucht aus der Stadt in einem alternativen Leben von Gruppen auf dem Land zu verwirklichen suchen. Es endet aber meistens leider in einem Fiasko, da die gesamtgesellschaftlich tragende und weiterführende Idee fehlt. Die splendid isolation genügt nicht für ein Gemeinschaftsleben auf lange Sicht, das ohnehin große menschliche, geistige und moralische Anforderungen stellt, will es mehr sein als ökonomisch fixierter Interessenverbund. Für uns war die tragende und weiterführende Idee die Einmündung in die Kibbuzbewegung im damaligen Palästina. Wir lebten also die Idee *Prinzip Kibbuz* in einer höchstmöglichen Realisierung. Wir waren unter den jüdischen Jugendlichen Deutschlands eine Miniminderheit. Aber diese Berufsumschichtung auf der Basis der Gemeinschaft mit der moralischen Verpflichtung der gegenseitigen Hilfe wurde dann um und nach 1933, als es darum ging, Tausende von jüdischen Jugendlichen, die in Nazi-Deutschland keine Lebens- und Berufschancen mehr hatten, zu retten, zum Vorbild. Daß wir einmal Vorbild werden würden, sahen wir nicht voraus. Idee und Form unserer Gemeinschaft bei Hameln wurde aber vielfach zum Modell für Ausbildungsstätten in Dänemark, Holland, Schweden, Frankreich und in anderen Ländern, wo deutsche jüdische Jugendliche auf Bauernhöfen und in Gemüsegärtnereien arbeiteten und sich für ein Leben in Kibbuzim vorbereiteten. Ich leitete nach meiner Emigration 1933 in Südfrankreich in der Nähe von Toulouse ein solches Zentrum. [...]

*Mißklänge im Walzertakt*

[...] Zum Krach kam es anlässlich eines Kuraufenthaltes meines Vaters in Bad Oeynhausen. Mutter begleitete ihn. Man hatte ein Familientreffen verabredet, zu dem ich auch kommen sollte, um, wie Mutter sagte, einmal „die ganze Angelegenheit“ mit Onkel Adolf zu besprechen. Aber was gab es zu besprechen, wie sollte man ihnen verständlich machen, warum wir Jungen unseren Weg gehen mußten? Sie konnten sich nicht losreißen von ihrer Deutschland-Illusion. Deine Eltern und ich, sagte Onkel Adolf mit erhobener Stimme, müßten sich für mich schämen. Er sei in der Gegend um Hameln bei den Bauern weithin bekannt. Auf zahllosen Getreide- und Futtermittelsäcken sei der Name seiner Firma STERNHEIM & ARCHENHOLD aufgedruckt. „Begreifst du das nicht,“ sagte Onkel Adolf mit vor Erregung bebender Stimme, „begreifst du das nicht, der Name ist ein Begriff für ehrenhaften Anstand.“ Mit zornrotem Gesicht hielt mir Onkel Adolf „meine Schande“ vor.

Da saßen wir nun an jenem Sommernachmittag im Kurpark von Bad Oeynhausen bei Kaffee und Kuchen, bei dahinwehenden Walzertakten der aufspielenden Kurkapelle. Vater schwieg, gestützt auf seinen Krückstock. Mutter weinte, sagte, daß Onkel es doch nur gut mit mir meine. Er aber ließ nicht locker, berief sich auf das von ihm gegründete Rote Kreuz und auf die ihm „in schwerer Zeit“ verliehenen Orden, verliehen von höchsten Stellen, ihm, dem Juden. Er, Adolf Sternheim, verkehre auch mit dem Bürgermeister von Lemgo. Der habe ihm erst neulich versichert, wie sehr er ihn schätze. Männer wie Sie, Herr Sternheim, habe er gesagt, seien gerade jetzt vonnöten. Deutschland brauche solche Patrioten. Wenn doch alle Juden wären wie Sie, so habe der Bürgermeister gesagt, Deutschland weiß das zu schätzen, was Sie, Herr Sternheim, für das Vaterland taten. Aber ich, so fügte Onkel Adolf hinzu, ich sei eine Schande, pfui Deibel!, für ihn und die Eltern, ein Knecht, um dann nach Palästina zu gehen. – Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Uns trennten Welten. So gewiß ich meiner Sache war, so überkam mich doch Trauer und Wehmut. Ich spürte, es war die bis in die Kindheit reichende Stunde des Abschieds – von Onkel Adolf und auch von Lemgo.

Wie aber war mir zumute, als eines Tages ein Besuch mich überraschte: Meine arme Mutter, die sich zwar bemühte, mich zu verstehen, stand entgeistert am Hoftor und sah, wie ich mit der Forke Mist auflud und die Seitenplanken des Wagens hochzog. Der Bauer sagte: „Nu lot man, gah to dien Modder“. Sie saß schon bei der Bäuerin in der Küche und klagte ihr ihr Leid. Jene war aber sehr verständig, kochte einen guten Kaffee und versuchte, meine Mutter zu trösten, wozu ich leider – und heute bereue ich es sehr! – nicht willens und auch nicht in der Lage war. Ich wollte und konnte nicht

mehr darüber mit meinen Eltern, mit Onkel Adolf und mit wem auch diskutieren, ob es gut für mich war, daß ich bei Bauern „im Mist“ arbeitete und im Stall meine Kammer hatte. In der Bedrängnis der Konflikte haderte auch ich oft mit mir. Aber die Entscheidung war nun einmal gefallen – und es blieb auch keine andere Wahl. Das landwirtschaftliche Zentrum trug den hebräischen Namen *Cheruth* = Freiheit. (Nach einer berühmten Rede von Martin Buber, die er an die jüdische Jugend richtete). Es ging nicht nur um persönliche Freiheit, sondern um die Befreiung von gesellschaftlichen und politischen Zwängen, mit denen ein kritischer junger Jude damals konfrontiert wurde, aber an denen er zum Positiven nichts ändern konnte. An dieser Beurteilung änderte sich grundsätzlich auch dann nichts, nachdem ich 1931 nach Hamburg zurückkehrte. Im Gegenteil, die Aussichtslosigkeit eines Lebens als Jude in Deutschland wurde immer spürbarer. Der Judenboykotttag am 1. April 1933, an dem ich erlebte, wie die Juden dem antisemitischen und nazistischen Pöbel wehrlos ausgeliefert waren, ohne daß die nichtjüdische Öffentlichkeit vernehmbaren Protest erhob und sichtbaren Widerstand leistete, entschied, daß ich kurz danach Deutschland verließ. Diese Entscheidung rettete mir wahrscheinlich das Leben, bedeutete aber gleichzeitig, daß ich meine Eltern dem kommenden Unheil überließ. Sie versuchten vergeblich, meinen Entschluß, Deutschland zu verlassen und zunächst in Frankreich in der Landwirtschaft Arbeit zu suchen, mir auszureden. Sie, wie so viele Juden meinten, das mit den Nazis gehe doch schnell vorbei, „die haben doch bald abgewirtschaftet“; meine Beurteilung der politischen Lage und der Zukunft, das alles sei doch Gespensterseherei. Wie sehr sie und nicht nur sie! – sich irrten, und ich (leider) recht behielt, zeigten die Jahre danach. Daß wir jungen Juden uns durch rechtzeitigen Weggang retteten, die Alten der Familien aber zurückblieben, weil sie sich nicht von ihrem Glauben an und ihrem Leben in Deutschland losreißen konnten, später dann nahezu alle Opfer der NS-Verfolgung wurden, das liegt für uns, die mit dem Leben davorkamen, wie eine untilgbare Schuld in und auf dem uns verbleibenden Leben. Alle Mädchen und Jungen, die im Zentrum bei Hameln arbeiteten, verließen rechtzeitig Deutschland.

*Stadt meiner Heimkehr*

Daß sie mich einlullen in ihrer Obhut  
Falscher Umarmung scheinheilig Almosen  
Mir geben wollen zum Lohn die ungestraft  
Alles mir nehmen durften deren Mitschuld  
Ungesühnt bleibt in Erinnerung: Wüßten sie  
Meines Herzens Angst im Frost ihrer Augen-  
Kälte sie gäben es endlich auf mich Bruder  
Zu nennen sie schwiegen feilschten nicht lau  
Um Wiedergutmachung und Menschenwürde  
Ewig unmenschlich bleibt es: Nichts niemand  
Wird wieder gut Was schmerzt sie Versperrt  
Bleibt mir die Schwelle verschlossen das Haus

Da wir schürften Salz an Ufern vom Toten See  
Schlugen Terrassen pflanzten Gärten am Jordan  
Da wir sahen vom Karmel hinaus auf das Meer  
Trauerten um der Verratenen Opfer Hoffnung  
Auf Rettung antwortlos der Verlorenen Not:  
Stadt meiner Heimkehr oft gedachte ich deiner

Kam ich wieder hier um Asyl zu betteln Mörder  
Fanden eher ein Zuhause unter Nachbarn und Bleibe  
Denn ich Die uns verrieten einst sie harren nun  
Der Stunde des Zwilichts da sie den Verfolgern  
Neue Opfer weisen wieder schuldlos tun schweigend  
Von Antlitz zu Antlitz wegsehen Längst schon  
Fremd sind sie mir unheimlich: ich sollte sie fliehen